

22]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Die Cougnole war ein eigentümliches Geschöpf. Die Leute, die behaupteten, ihr verstorbener Gatte habe nicht eben alle Glückseligkeiten der Ehe genossen, mochten nicht so ganz unrecht haben. Ja, es war sogar eine häßliche Geschichte über sie im Umlauf gewesen. Nachdem ihr Mann sehr plötzlich verstorben war, begann man sich gewisser Aussprüche der Alten zu erinnern. Diese hatte sich oftmals beklagt, wieviel sie die Erhaltung des Mannes kostete, der leidend und arbeitsunfähig war und wochenlang im Herdwinkel zusammengekauert nützte. Aber angesichts des grenzenlosen Schmerzes, den sie bei seinem Tode zur Schau trug, mußten alle Gerüchte verstummen. Zwei Tage lang war sie nicht von dem Leichnam gewichen, mit gellenden Schreien und heftigen Gebärden alle Nahrung zurückweisend. Auf der Schwelle spielte sich dann eine furchtbare Szene ab, als sie, mit den Händen emporgehobenen Händen, den Sarg, der die sterblichen Reste ihres Gatten barg, an sich vorbeitrug: sie warf sich der ganzen Länge nach über die Bahre, bekehrte durchaus, ihn wiederzusehen und bedrohte die Träger mit ihren Fäusten. Aber in dem Maße, als das Gras auf der Grube in die Höhe wuchs, schwanden die Zeichen der Trauer bei der Frau, und auch die Gerüchte wurden eingefarbt. Nur daß die Cougnole jetzt ein bißchen reichlicher speiste.

Vor Zeiten hatte sie namentlich gewisse Gewerbe sehr eifrig betrieben. Sie hielt bei den kalbenden Kühen Wacht und half ihnen bei der Geburt. Und dank der großen Erfahrung, die sie sich bei den Tieren erworben, mit allen geburtschilflichen Angelegenheiten wohl vertraut, brachte sie es allmählich auch dahin, den Menschen beizustehen. Auch jetzt noch beriefen sie die Weiber der Bauern zu sich. Doch da der Gendarm sie scharf im Auge hatte, arbeitete sie nur mehr ganz insgeheim, wenn die Frauen in Kindesnöten weit abseits wohnten.

Dann aber bekam die Behörde Wind von einer bestimmten Sache. Man hatte ein zwanzigjähriges Mädchen aus einem drei Meilen entfernten Dorfe im Verdacht gehabt, in anderen Umständen zu sein. Und mit einem Male hatte sie ganz unvermittelt ihre frühere Schlankheit zurückerlangt, doch nicht für lange: denn nach fünf Tagen war sie tot. Die Cougnole wurde beschuldigt, nicht ganz unbeteiligt an dieser Missetate zu sein. Doch da sich ihr nichts Positives nachweisen ließ und das Mädchen kein Geheimnis mit sich ins Grab genommen, war das Gerücht allmählich verstummt, wie denn auch das junge Geschöpf entschlummert war.

Zimmerhin konnte kein Zweifel bestehen, daß die Cougnole nicht ganz mafellos war. Dem etwas zweideutigen Gewerbe einer weisen Frau hatte sie noch andere hinzugefügt: Zusammenbringen von Ehen und auch Vermittlungsdienste zwischen Burschen und Mädchen, ohne daß eben von Heirat die Rede wäre. Außerdem hielt sie lange Zeit hindurch einen Ziegenbock, dem alle Ziegen der Umgebung zugeführt wurden, und der ihr Häuschen beständig mit den tierischen Gerüchen verpestete. So lebte sie, mit den Dingen der Natur eine Art Schacher betreibend, gleichermäßen von der Geilheit der Menschen wie der Tiere.

Eines Tages mußte der Bock verkauft werden: auch hatte sie aufgehört sich mit den Wöchnerinnen zu plagen und beschränkte sich darauf, alle Sonnabend mit dem Bettelstuch unterm Arm von Hof zu Hof zu wandern: die Ausbeute eines Tages mußte ihr für eine ganze Woche zur Nahrung dienen. Die Dörfler neckten sie wohl ein wenig mit ihrem früheren Gewerbe. Doch sie antwortete mit einem Scherz und zog unangefochten ihres Weges.

Es war allmählich zu einem Brauch geworden, die Alte mit Almosen zu unterstützen. Nachzand, gebeut, mit nachschleppendem Fuß, doch stets sehr sauber gekleidet, humpelte sie mühsam an einem Kriechstod über die Chaussee. Niemand vermochte mit Bestimmtheit zu behaupten, ob sie wirklich so bettelarm sei; dennoch spendete man ihr milde Gaben. Mitten im Walde, wenn niemand mehr sie beobachten konnte, richtete

sich ihre gebückte Gestalt wieder empor, ihre Beine streckten sich, und frühlings verjüngt, eilte sie gewandt nach Hause.

Ihr Einverständnis mit Germaine war auf ganz zwanglose Art zustande gekommen. Es hatte genügt, daß diese einmal mit Cachaprés vor ihrer Tür zusammengetroffen war. Es regnete ihn Strömen, Germaine war total durchnäßt, und die Alte machte ein Feuerchen an, dabei wie gewöhnlich schwabend und sie nach „ihm“ ausfragend. Und als sie plötzlich die Blicke erhob, entdeckte sie jenseits der Fenster Scheibe seine hohe Gestalt.

„Komm', herein, mein Sohn!“

Sie hatte mit dem Fuße eine Ladung Reisig in den Kamin geschoben und hierauf, ohne ein Wortlein zu reden, die Türe hinter sich geschlossen.

Erst nach ein paar Stunden war sie zurückgekehrt und hatte an die Türe geklopf. Ob das arme, liebe Kindchen endlich trocken sei? Wie gut, daß man hier, statt in dem schlechten Wetter im Walde herumzulaufen, eine gute alte Bekannte hatte, die man einfach vor die Türe setzen konnte, indem man sagte:

„Geh, dumme Cougnole, troll' Dich fort, solange mein Schatz und ich uns küssen wollen!“

Er hatte daraufhin die Türe geöffnet, sie jedoch nicht mehr gefunden; sie war wieder im Walde verschwunden. Als sie aber fortgingen, trat sie ganz plötzlich hinter einem Baumstamme hervor und bettete um eine kleine Gabe. Dies war das erstemal, und danach folgten viele Wiederholungen.

Anfangs empfand Germaine eine brennende Scham, wenn die Alte sich zurückzog; die stumme Dienstfertigkeit, womit diese vor ihrem Weggange das Zimmer herrichtete, trieb ihr die Röte bis in die Ohren. Einen Moment lang blieb sie in ihre Gedanken verloren, und in ihren Augen, ihrer Haltung stand Neue zu lesen, daß es so weit mit ihr gekommen war.

Die Tugend ihrer Mutter schien sich in diesen heftigen Mahnungen des Gewissens zu regen. Wenn er aber dann kam und ihr seinen heißen Kuß auf die Lippen preßte, gewann das Blut ihrer anderen Ahne wieder die Oberhand in ihr und ihr ganzer Stolz zerfloß in dem Verlangen nach Liebe.

Allmählich begann sich die Wirkung der Gewohnheit zu äußern. Nach und nach söhnte sie sich auch mit Frau Cougnoles heimlichem Verschwinden aus. Nun vermochten ihr die Segensprüche der Alten, mit denen sie sie verließ, ein Lächeln zu entlocken, wie eine unerläßliche Vorbereitung zu ihrem Glück; sie fand alles schön und gut, wenn er nur da war, er mit seiner wilden Liebe und seinen brutalen Härlichkeiten, die sie von Kopf bis zu den Füßen erschauern ließen!

Als Lohn für ihre Gefälligkeiten erhielt die Cougnole eine Menge Geschenke. Germaine brachte ihr Kleider und Lebensmittel in Ueberschuß. Um mehr zu erhalten, zog sie daheim, erzählte, daß die Alte leidend sei und ließ sogar durchblicken, daß das Ende ihrer Leiden bald zu erwarten sei. Manchmal nahm sie selbst ohne zu fragen; eines Tages packte sie die Hemden ihrer Mutter in einen Korb; ein andermal ließ sie ein paar Betttücher aus guter, feiner Leinwand hinein verschwinden, in ihrem Eifer, die Alte zu entlohnen, ihre eigenen Vorratsschränke plündernd.

Die Hütte war aber auch wirklich wie geschaffen für geheimnisvolle Zusammenkünfte. Nur wenig Menschen betreten die Chaussee, die sich zwischen hohen Baumreihen mit der langweiligen Dede einer alten Heerstraße schier ins Unendliche dehnte. Sie und da erscholl langames Pferdegetrappel, das Gepolter übers Straßensplaster rumpelnder Räder, unterbrochen von Weitschengeknall, und lange Reihen Wagen, mit Kohle, Holz oder Heu beladen, zogen vorbei und verloren sich in den dämpfenden Fernen.

Sie waren buchstäblich ganz allein; sobald die Türe geschlossen, der Riegel vorgeschoben war, konnten sie glauben, von der übrigen Welt abgeschnitten zu sein. Die Stille des Waldes schien auf das kleine Gemach übergegangen zu sein, wo bloß die alte Wanduhr takte, deren rostiges, rasselndes Räderwerk an das Quaken der Frösche im hellen Sonnenschein gemahnte. Und mit Bonne spannen sie sich in dem Gedanken ein, auf diese Art ihr ganzes Leben zu verbringen.

Er erzählte ihr von seinem Wald: das sei das einzige, wahre Leben, durch die Wildnis der Wälder zu schweifen, alles andere sei nichts. Er wollte mit keinem Wächter der Welt aufsehen. Er verachtete alle regelmäßige Tätigkeit, die harte Arbeit des Landmannes, der mit seinem Gefährten, dem Ochsen, um die Wette pflügend, sich um jedes Ackerland raderen und schinden muß. Da lobte er sich sein Gewerbe! Was konnte es Höheres geben, als eine aufregende Birsch, einen seltenen Fang oder einen wohl gelungenen Streich, den man den Gendarmen gespielt? Musik war ihm der Hühnerknaul, das Knacken des Hahnes, der Pulverdampf! Gewiß, wenn irgendwo Krieg wäre, hätte er sich anwerben lassen!

(Fortsetzung folgt.)

Chamisso.

Zeitpolitisches und Soziales.

Heute vor fünfundsiebzig Jahren starb Adalbert von Chamisso in Berlin, wo er, mit einigen Unterbrechungen, seit seinem fünfzehnten Jahre gelebt und gewirkt hatte. An ihm, dem geborenen Franzosen, vollzog sich das Wunder einer vollständigen Wesensverdeutschung. Mit Zug und Recht durfte er von sich rühmen, „durch Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion ein Deutscher“ zu sein.

Franzose an Mut und ritterlichem Feuer,
Ein Deutscher an Gemüt und zartem Sinnen,
So durften wir als unser dich gewinnen

hat einst Paul Henje gesagt. Aber wenn vielleicht auch schon in seiner ostfranzösischen Artung — er war zwischen dem 27. und 28. Januar 1781 auf Boncourt, dem Stammschloß seiner Familie in der Champagne, geboren — eine gewisse Annäherung an das Naturell der germanischen Rasse verkapelt gelegen hatte, ohne gewaltige Kämpfe geistiger wie seelischer Art konnte der Umwandlungsprozeß doch nicht gewonnen werden. Als völlig verarmte heimatlose Flüchtlinge waren die Eltern Chamissos nach Deutschland gekommen. Adalbert zählte damals erst neun Jahre. Was beginnen? Irgegendwas, und wär's ein Handwerk sollte er ergreifen. Das wird aus einem Briefe ersichtlich: „Als Graf von Chamisso geboren, komme ich nach Würzburg, wo man beratschlagt, ob man mich zum Fächler machen soll; statt dessen werde ich wohlbedrehter Blumenverfertiger und Verkäufer zu Bayreuth; dann expediert man mich als Porzellanmaler nach Berlin.“

Hier trifft es sich, ihm eine Pagenstelle beim Königshof zu verschaffen. Nun muß er, ob er will oder nicht, im „knappen halb-betreiften Scharlachkleide“ Lakaiendienst verrichten und kommt so ohne jegliche Neigung in die Laufbahn eines preussischen Offiziers, die fortan sein ganzer Lebenszweck sein soll. Schon damals erfüllte ihn leidenschaftlicher Haß gegen das ihm aufgezwungene „schändliche Métier.“ Das war ja nur der schmerzbelegte Künstlergeist des Verbannten, der in ihm gegen den Drillzwang des soldatischen Lebens zu rebellieren begann. Und es mußte ja die Stunde kommen, wo Chamisso daselbe tat, wie später auch zwei andere Poeten im „vornehmsten Mode“: Friedrich von Sallet und Franz von Gaudy: er hing das Waffenhandwerk an den Nagel — was freilich erst im Frühjahr 1800 geschehen sollte.

Reichen Gewinn hatte ihm die neunjährige Leutnantszeit immerhin gebracht; denn sie war ausgefüllt durch gründliche philosophische, sprachliche und literarische Studien. Und als der schon zweiunddreißigjährige die Berliner Universität bezieht, um Naturwissenschaften zu treiben, da hat er sich auch bereits zu bedeutenden Dichterleistungen hindurchgerungen. Denn man vergesse nicht: das Jahr des deutschen Freiheitskampfes, das, wie er klagend ausrief, für ihn, „nur für ihn kein Schwert hatte“, es ist auch das Geburtsjahr von „Peter Schlemihls wunderbarer Geschichte“. Der Mann ohne Schatten ist — Chamisso. Alle Kämpfe, die er selbst gegen mancherlei Hemmnisse, insbesondere gegen eine kleinlich denkende Umwelt zu führen hatte: in Schlemihl sind sie aufgefangen. So ist diese „wunderame“ Geschichte auch zugleich die Geschichte seines eigenen Werdens.

Umfassendes Naturerkenntnis, eine dreijährige Reise um die Welt traten hinzu, um seine Anschauung von politischen und sozialen Dingen kosmopolitisch zu weiten, aber auch zu vertiefen. Aus der dem Sinn gefangen haltenden „mondbeglänzten Raubernacht“ der Romantik trat Chamisso als freier, klarblickender Gestalter in die Zeit, die in allen Zugen krachte.

Es entspricht ja der Wahrheit, wenn Chamisso im Juni 1832 ausruft: „Das Volk singt meine Lieder, man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich danach“ — gegen 400 Gedichte sind bis heute komponiert! — „die Jungen deklamieren sie in den Schulen usw.“ Aber ebenso wahr ist auch, daß der Höhepunkt seiner lyrischen und epischen Produktion zeitlich mit seinem Hervortreten als Satiriker und politischer wie sozialer Dichterdenker zusammenfällt.

Nicht auf einmal erstarrte Chamisso zu einem politischen Zeitdichter edelster Art. Spuren davon lassen sich bereits in Gedichten

aus seiner frühesten und nachfolgenden Entwicklungsperiode verfolgen. Abgesehen von einigen satirischen Seitenspringen gesellschaftlicher Natur enthält sein höhnisches Distichon „Vöter und Staaten“ (1805) doch schon kräftige Ansätze zu politischer Satire. Weiter sind zu nennen vier Sonette „An die Apostolischen“, die wohl als erstmalig gedauertes politisches Glaubensbekenntnis erachtet werden können; „Die Wunderkur“, ein satirisches Lustspiel gegen den mesmeristischen Schwindel, die „tragische Geschichte“ vom Popf, „der hinten hing“, und das „Nachtwächterlied“, aus dem die beiden Verszeilen

Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut —

als geflügelte Worte Unsterblichkeit erlangt haben.

Vollends als ein Sohn des Zeitalters politischer Umwälzungen erscheint Chamisso in seiner dichterischen Anteilnahme am griechischen Freiheitskampf, den er mehrfach feiert. Aber erst das Jahr der Julirevolution und des Polenaufstandes ließ seine Leier voll erklingen. Wie Heine begrüßt er freudig jenen „Weltsturm“ am Seinestrand. Als ein Extrablatt den Berlinern den Ausbruch der Revolution und Karls X., des „Eisels“, feige Flucht aus Paris verkündete, lief Chamisso im Hausrock und in Pantoffeln durch die belebten Straßen zu Eduard Hübigs Wohnung, um ihm triumphierend diese Botschaft zu überbringen. Während er nun in Erschütterung über die Ereignisse gespannten heißen Herzens den weiterrollenden Stürmen lauscht und sie in bald frohlockenden, bald satirischen oder feierlichen Gesängen begleitet, scherzt er über den „Schneiderauflauf“, den die Julirevolution nachträglich in Berlin bewirkt, und der ja nur „vor weitem eine Revolution oder ein Blutbad“ geschienen habe. Zwei heftige Satiren „Kleidermacher-Mut“ und „Französisches Lied“ offenbaren übrigens zur Genüge, wie Chamisso vom kanningehernden Demagogentum jener Jahre dachte.

Er war weder Republikaner noch sonst einer politischen Partei ergeben. Er war auch kein Rufer im Streit der Tagesmeinungen — nur ein mit Saint-Simonistischem Gefühlssozialismus erfüllter Herold der ewigen Menschenrechte; weniger schlechterdings, wenn er das Lied von der alten Waschfrau als wenn er die furchtbar erschütternde und revolutionär aufpeitschende, echt soziale Ballade vom Bettler und seinem Hunde sang.

Wohl begehrte er sich einmal nur als „der empörten Zeiten unmächtiger, hangender Sohn“. Er war aber mehr, er war des Zeitgewissens tatkräftiger Mahner.

So erklärt sich auch seine Hinneigung zu Veranger, mit dem er oft in Parallele gestellt wurde und von dessen politischen wie sozialen Chançons er einige dreißig allein und zahlreichere andere gemeinschaftlich mit Gaudy wundervoll übertragen hat. So rechtfertigt sich seine entschieden demokratische Frontstellung gegenüber allen feudalistischen Vorrechten des Geburtsadels wie hierarchischen Bestrebungen der Kirche. Sein scharfer Blick ist der Zukunft zugewandt. Alles unterliegt dem ewigen Gesetz der Entwicklung. „Was muß, das wird.“ Deshalb, ruft er aus, ist's „ein eitel, ein vergeblich Wagen, zu greifen ins bewegte Rad der Zeit!“ Das Neue wird, das Alte muß veralten!

Alle Rousseausche Naturschwärmerei von ehedem hat er im Vorahnen des Sieges der Naturwissenschaften abgetan. Das Maschinenzeitalter ist angebrochen. Mit Anastasius Grün ist er der erste Koet, der 1830 „Das Dampfroß“ feiert. In der Erfindung der Eisenbahn, des Telegraphen und der Dampfschiffahrt erblickte er ahnungsvoll den Anbruch einer neuen Umwälzung der Dinge. 1837 im August unternahm er eine Schnellpostreise nach Leipzig, nur um die erste fertiggewordene Station der Leipzig-Dresdener Bahnhofsstraße zu durchfahren. Begeistert von diesen Eindrücken schrieb er ein Jahr danach an Fouqué: „Im Herbst 1837 war ich, votum solvens, in Leipzig, die Eisenbahn mit vorgespanttem Zeitgeist zu besuchen — ich hätte nicht ruhig sterben können, hätte ich nicht vom Hochsitz dieses Triumphwagens in die sich entrollende Zukunft hineingehaut.“ Schon drei Jahre zuvor hatte er sich zu einem anderen Freunde prophetisch geäußert: „Die fortgeschrittene, von Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, telegraphischen Linien durchfurchte Welt wird eine ganz andere sein, als die unsere Zeit“, denn da werden nicht Standesprivilegien, sondern einzig und allein die Tüchtigkeit entscheidend sein.

Hierauf nimmt er auch Bezug in seinem Testament. Er wünscht zwar, daß seine Söhne studieren, „insofern sie die Mittel haben“, ist aber „ganz damit einverstanden, wenn der eine oder der andere zu einem bürgerlichen Gewerbe übergehen will. Die Zeit des Schwertes ist abgelaufen, und die Industrie erlangt in der Welt, wie sie wird, Macht und Adel. Auf jeden Fall besser ein tüchtiger Arbeitermann als ein Skribler oder Beamter aus dem niederen Tross.“

So in sich gefestigt und in das neue Werden verankert, hat Chamisso aber förderlich in die Dichtung seiner Tage eingegriffen, sobald sich in ihr kräftige Zukunftskräfte zeigten. Für Heine sprang er in die Schranken, weil er ihn als hochbegnadeten Lyriker und Sänger der heraufkommenden sozialen Epoche erkannte. Und wie er Freiligraths ausweichende erotische Poesie wohlthuend mit ruhigem Mat beeinflusst, überhaupt die Dichter der Zeit des Jungen Deutschland in der Schöpfung einer politischen Lyrik gefördert, ja nicht zum wenigsten durch seine eigene epische Produktion der realistischen Literatur unserer Tage die Bahn gebrochen, das wird ihm unvergessen bleiben.

„Um Freiheit, Recht und Glauben entströmte ihm“, konnte er von sich sagen, „der Gesang aus Herzens Grunde“; und darum eben war er einer der großen Lichtstreiter, die das Volk in sein Herz geschlossen.
Ernst Kreowski.

Wir nehmen Gelegenheit, auf die vor kurzem im Deutschen Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, erschienene neue, gute und wohlfeile Ausgabe der Werke Chamisso's hinzuweisen, die Mag. Sydow in fünf Teilen (zwei Bände) herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen hat.

Ein fangtag.

Eine Schilderung von der jütländischen Westküste von Harry Söiberg.

(Schluß.)

II.

„Das werd' ich Euch besorgen — der Teufel soll mich holen!“ — trumpfte Sören Sjal auf, ein Umlandbauer mit sommersprossigem Gesicht und rothblondem Bart, und hieb mit der Faust auf die Tischplatte, daß Tassen und Rumgläser klirrten.

Er saß an der Langseite des Tisches, ganz an die Wand gedrängt; sein Mantel reichte bis an die Knie, und um den Hals hatte er ein dickes Tuch geschlungen.

„Du sollst Dein Fluchen sein lassen, will ich Dir sagen!“ erlärte Jens Högbang und warf ihm und der Karte, die er geworfen hatte, durch die Brille einen zornigen Blick zu. „Ich will's nicht hören, drum kannst Du's wohl so lange bleiben lassen.“

Sören grinste verschmitzt. „Hab' nicht gewußt, Jens, daß Du zu den Frommen gegangen bist,“ sagte er, während er mit langem Blick beobachtete, wie der dritte Mitspieler den Stich einstrich.

„Bist Du wieder da, Schleicher Lars?“ brauste er auf. „Der Birt läßt nicht, wenn er sagt, daß Du gewiß noch mal als Bürgermeister endigen würdest, wenn nicht Dein Maul es verhindert.“

Und er belohnte sich für seine eigenen Worte mit einem schallenden Gelächter, in das der Krugwirt und zwei andere Gäste an einem Tisch in der Nähe freudig einstimmten. Doch Jens Högbang gönnte ihnen nur ein Lächeln. Er war in Gefahr, die drei Tassen Kaffee zu verlieren, um die gespielt wurde. Und während die anderen scherzten, verschärfte er seine Aufmerksamkeit.

Der dritte Mann war ein unruhiger Bursche. Er war auf der linken Seite gelähmt und hatte einen Klumpfuß. Sein Mund hing weit offen, und bei jedem Atemzug brodelte aus seinen Nasenlöchern Schleim hervor.

Dieses Kleeblatt bestand aus den professionellen Spielern der Gegend, die sich die Wartezeit bis zur Landung der Fischer mit einer Partie „Sechsendechnig“ verfrachten. Es waren Leute mit angeborenem Schachertrieb, die den Vermittler zwischen den Umlandbauern und den Fischern machten.

Sören Sjal hatte die Zeche zu bezahlen. Er war einem seiner Lustigkeitsanfälle erlegen, die sich häufig auf Kosten seiner sonst so scharfen Wachsamkeit im Spiele meldeten.

„Sollen wir denn noch länger hier bleiben?“ rief er ärgerlich. „Es ist ja gar nicht sicher, daß wir hier Fische kriegen können. Zum Teufel noch mal, bald wird's so sein, daß wir noch nicht mal von den Leuten Fische kaufen können.“

„Ach, das hat wohl keine Not, wenn Du bloß Dein Fluchen lassen wolltest. Denn so einem wie Dir will wohl kein frommer Mann was verkaufen,“ fertigte Jens ihn ab. „Und deren Fische sind gewiß ebenso gut wie die anderer Leute, sollt' ich meinen.“

„Das ist — der Teufel hol mich — nicht schlecht, Jens,“ polterte Sören los.

„Nun sollst Du's sein lassen, sag' ich Dir,“ fuhr jener drohend auf, als zög er es in Erwägung, kräftigere Mittel anzuwenden, um den Kameraden zur Vernunft zu bringen.

Denn Sören Sjal und Jens Högbang waren Kompagnons und hatten Wagen und Pferd gemeinsam.

Lars schlürfte den Kaffee hinunter, während der grüne Schleim unter seiner Nase aus- und eingatmet wurde, bis Sören's hohle Worte „Schnaub Dir die Nase, Lars!“ ihn veranlaßten, das Objekt des Aergernisses zwischen den Fingern mit einem Schwunge auf den Fußboden zu befördern.

Lars hatte während des ganzen Spiels kein Wort gesprochen.

Mit halbblöder Grimasse nahm er jede Bemerkung der andern auf, und der weit geöffnete Mund und die hervorstehenden toten Augen schienen jedes Wort, das gesagt wurde, zu verschlingen. In seinen großen, unförmigen Hände und in den Augen war eine sichtbare Hier, als wäre er beständig hungrig.

„Ob sie noch nicht an Land gekommen sind?“ fragte Jens zum Krugwirt hinüber, einem kleinen Manne mit einem Seemannsbart und fuchs-schlaudem Gesicht.

„Das glaub' ich nicht,“ erwiderte er. „Denn dann hätten wir's wohl schon gehört.“ — In diesem Augenblick klingelte das Telephon, und der Birt bekam es sehr eilig.

Eine Minute herrschte schweigende Spannung in der Stube. Dann kam jener zurück und fragte seine Gäste in großer Hast:

„Wollt Ihr also die tausend Pfund Dorsch haben?“

Jens und Sören sahen ihn an.

„So, sie sind an Land gekommen,“ antwortete Jens langsam.

„Gewiß wollen wir,“ fügte Sören hinzu.

„Sie haben wohl viel Fische?“ fragte Jens sich vor.

„Nein, nicht gar so viele. . . Aber Ihr müßt Euch spüten. . .“

„Ich kann das Telephon nicht warten lassen.“

„Was sollen sie denn kosten?“

„Zwölf Dere das Pfund.“

Der Krugmann kam ganz an den Tisch heran.

„Ein bißchen will ich doch an Euch verdienen,“ meinte er unterwürdig.

„Ja, ein bißchen, das ist ganz in der Ordnung,“ wurde ihm geantwortet.

„Sollen wir also sagen: elf Dere. . . dann krieg' ich selber einen halben davon, und das ist wohl nicht zu viel für den kleinen Dienst.“

„Na, gut denn,“ erwiderte Jens etwas mißtrauisch.

„Es ist also abgemacht?“

„Zawohl.“

Und sie schlugen ein.

Als der Krugwirt wieder vom Telephon zurückkam, mußte er seine gehobene Stimmung zu dämpfen suchen.

„Ich hätte Euch gut noch 'nen halben Dere hinaustreiben können,“ sagte er lächelnd und rieb sich die Hände. „Aber in allem soll ja Vernunft sein.“

Jens Högbang warf ihm einen tüchtigen Blick zu, als hätte er das Gefühl, daß die Sache wohl nicht ganz ihre Wichtigkeit habe. Lars hatte den Handel mit gieriger Aufmerksamkeit verfolgt. Kaum hatte er den letzten Bissen von dem trockenen Kuchen in den Mund gestopft, als er schon davonhumpelte, ohne ein Wort zu sagen.

Er wollte an den Strand, um sich die 150 bis 200 Pfund Dorsch zu sichern, die er zu tausend pflegte, und die er auf seinem Schubkarren von Hof zu Hof fuhr. Er brauchte keinen Zwischenhändler.

Das Mitleid der Menschen mit Leuten, die ihre Gebrechen ganz offen zur Schau tragen, war ihm bekannt.

Wenn er schadernd und feilschend von Boot zu Boot zog, erwarb er zwanzig Pfund hier und einen Gelegenheitsrest da — und zwar zu den billigsten Preisen. Ebenso ging's mit dem Abja.

Es war ein jämmerlicher Anblick, wenn man ihn über einen Feldweg daherhumpeln und den schweren Schubkarren hinter sich herziehen sah; des Käufers Sinn wurde weich gestimmt, so daß Lars nicht nur ein gutes Geschäft machte, sondern auch eine Tasse warmen Kaffee und Vesperbrot für seinen geräumigen Bauch bekam.

Und doch erzählte man sich, daß er Geld zusammenscharre und reicher sei, als die meisten dort in der Gegend. . .

Als Sören und Jens zum Strande fuhren, um ihre Fische zu holen, begegneten sie ihm. Er war bereits auf dem Rückwege und hatte volle Ladung.

Sören hielt das Pferd an. Und Lars setzte den Schubkarren an den Rand des Wegs.

„Du hast ja tüchtig geladen, Lars,“ sagte Sören.

„Es sind ja auch schönlich viele Fische da,“ erwiderte Lars.

„So?“

„Ja, schönlich viele. . .“

„Wie hoch ist denn der Preis?“ fragte Jens ganz still.

„Das kann ich nicht so genau sagen, denn das Zeug hier hab' ich so zufällig für acht Dere das Pfund gekriegt.“

„Dann soll der Heiler den Krugmann holen!“ donnerte Sören. Diesmal vergaß Jens Högbang, Anstoß an Sören's Fluchen zu nehmen.

„Aber ich glaube, man kann für neun Dere das Pfund so viele Fische kriegen, wie man haben will,“ fügte Lars hinzu, während er wieder seinen Schubkarren nahm und mit bösem Lächeln davonhumpelte.

„Da hat der gute Krugmann uns gehörig übers Ohr gehauen. . . und uns vor dem armeneligen Tropf zum Narren gemacht,“ brummte Sören und hieb wütend auf das Pferd ein, während Jens, hochrot vor Zorn, mit der Faust auf das Wagenbrett schlug.

„Das werd' ich ihm heimzahlen, so wahr ich Jens heiße. So ein Fiel! Er glaubt, anständige Leute auf die Weise behandeln zu können. . .“

„Das nenn' ich einen schönen Wagen am Geschäft anderer Leute verdienen!“ bemerkte Sören. „Fünfzehn Kronen für den Gang vom und zum Telephon. . .“

Einige Stunden später sahen Sören und Jens abermals im Krüge und stärkten sich mit einem Kaffeepunsch. Der vollbeladene Wagen stand inzwischen draußen. Schweigend saßen die beiden Männer da und starrten auf den schwarzen Kaffee hinab, als sännen sie auf Rache.

Der Krugwirt war redseliger als gewöhnlich. Er wirbelte hin und her zwischen den Tischen, wo die Leute Karten spielten und würfelten, und hatte für jeden ein Wort. Er kannte seine Leute und wußte, daß ein Mann wie Jens Högbang, wenn auch Jahre vergehen sollten, keine Ruhe finden würde, bis er sich Genugthuung verschafft hätte. So oft jener die Schenkstube verließ, hob Jens den Kopf und zischte hinter ihm her:

„So einer will rechtschaffene Handelsleute zum Narren machen!“

Erst spät am Abend ratterten die schwerbeladenen Wagen über die mit Schotter belegten Wege, während der schneidende Nordwest um die Telephonpfähle und in den Drähten längs des Weges sang.

Doch in den zerfireuten Gehöften und Häusern, die auf der offenen Ebene lagen, von hohen Dünen gedeckt, brannte noch Licht. Der Tag hatte allen, die auf dem Meere gewesen waren, guten Verdienst gebracht.

Zu Hause bei Kresten und Bobil Mari wurde noch lange geplaudert, nachdem Großvater mit den Kindern zur Ruhe gegangen war.

Die Motorjolle ging Kresten im Kopfe herum. Wenn noch einige Tage ebensolchen Ertrag brachten wie der heutige, so war Hoffnung vorhanden, daß sein Traum bald Wirklichkeit werden konnte.

„Dann landest Du eines schönen Tages gar noch in England, Väterchen,“ sagte lachend Bobil Mari, die sich den ganzen Abend um ihn zu schaffen gemacht hatte.

„Glaubst Du, daß es so schlimm werden wird, Mutter?“ entgegnete er und schlang den Arm um ihren Leib.

„Ja, denn Du bist doch ein so großer Segler vor dem Herrn.“ Kresten nahm sich einen Kuß und zog sie an sich.

„Väterchen, wart' ein wenig,“ lächelte sie mit glühenden Wangen.

Das Meer hatte ihnen einen guten Tag geschenkt.

Deutsch von Hermann Kly.

Kleines feuilleton.

Das Gebet der Witwe.

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
„Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Necht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.“

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchstselbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
„Wie lehrt Not beten?“

„Nicht Kühe, Herr, die waren mein Gut;
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Not lehrt beten.“

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich befört,
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
Er starb; zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Not lehrt beten.“

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Not lehrt beten.“

Kommt dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Necht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.“

Chamisso.

Erkunde.

Scott auf dem Wege zum Pol. Ein ergreifendes Bild von dem tragischen Ringen um die Eroberung des Südpoles geben die neuen Abschnitte aus dem Tagebuche Scotts, die die letzten, von Wangen und Hoffnungen erfüllten Tage vor der Erreichung des so bitter erkämpften Zieles schildern. Längst liegt das Schiff weit hinter der kleinen Gruppe von Männern, die mühselig und doch unverdrossen die schweren Schlitten durch die Welt des ewigen Eises über Klippen und Hänge voranschleppen, unermüdetlich gegen Süden. Das Schicksal macht Scott und seinen Befährten ein Weihnachtsgeschenk; am Weihnachtstage werden auf einige Zeit die Geländeschwierigkeiten geringer, und freudig feiern die dem Tode Geweihten sogar ein kleines Fest. „Am Nachmittage,“ so berichtet Scott, „nach einem durch Lederbissen wie Schokolade, und Rosinen gewürzten Festmahle brachen wir wieder auf, aber bald gerieten wir in Schluchten und Eis-spalten, in denen wir oft hinfielen. Nachdem wir uns von diesen Hindernissen frei gemacht hatten, zogen wir auf einem Gange dahin, der leicht abfiel. Wir kamen in großen Schritten weiter — herrlich! Aber wieder gleiten die Gedanken des Feldes zu der schlichten

Weihnachtsfeier zurück, die nun hinter ihnen liegt; er zählt bergnüst die bescheidenen Extragerichte auf, an denen man es sich an diesem Tage wohl sein ließ, Plumpudding und Ingwerkonfitüren. „Wir konnten uns nach diesem Festmahle kaum noch rühren, weder Willson noch ich vermochten unsere Portion Plumpudding ganz aufzuessen. Wir haben herrlich geschlafen, fühlten uns erwärmt, — alles Wirkungen der reichlichen Nahrung.“

Aber bald nimmt das Ringen mit dem Troje der antarktischen Natur wieder alle Sinne in Anspruch, Eisberge müssen abklettert werden, es wird immer schwieriger, die Schlitten durch dieses Gelände zu zerren; Scott übernimmt es, als Schrittmacher voranzuziehen. „Es ist keine ganz leichte Aufgabe, hier als Aufklärer zu wirken. Man kann nicht, wie die anderen, die Gedanken vagabundieren lassen, wenn man inmitten von Hindernissen steht wie heute nachmittag. Ich empfinde die Arbeit als sehr anstrengend und ermüdend. Diese Marsche sind entsetzlich eintönig. Die Gedanken eines jeden wollen immer wieder zu schönen Szenen und fremdlichen Orien entfliehen, aber die Schwierigkeiten des Terrains zwingen einen immer wieder schnell zur Gegenwart zurück. Heute hatten wir einige Stunden leidlich regelmäßiger Arbeit, was das Herrlichste von allem ist, denn das bedeutet Freiheit des Geistes und Vorwärtskommen.“

Am Silbestertage wird das Depot „dritter Grad“ gelegt, denn die Messungen haben ergeben, daß man sich etwa unter dem 87. Grad befindet. Wir tranken eine gute Menge Tee und machten uns an die Arbeit, die Schlitten abzuladen. Das ging schnell, aber die Konstruktion der 10-Fußschlitten (gegenüber den 12 Fuß langen Schlittenzügen) war eine langwierige Arbeit. Teddy Evans und Craen befestigten sie mit Seilen, was eine tüchtige Leistung ist. Teddy Evans ist für unsere Expedition von unschätzbarem Werte. Unter solchen Verhältnissen einen Schlitten zu konstruieren, ist eine Leistung, die besonders notiert werden muß.“ Am folgenden Tage feiert man Neujahr, indem man sich den Luxus einer Tafel Schokolade gestattet, man ist guten Mutes, die letzten 170 englischen Meilen wird man sicher überwinden. „3. Januar. — 160 Meilen vom Ziel. Ich beschloß gestern abend, die Expedition zu reorganisieren, und heute morgen erklärte ich Teddy Evans, Rastley und Craen, daß sie umkehren müßten. Sie sind enttäuscht, aber sie tragen ihre Enttäuschung tapfer. Bowers wird in unser Zelt kommen, und von morgen ab werden wir unseren Weg als Gruppe von fünf Männern fortsetzen.“ Und mit einem Unterton verhaltener Begeisterung setzt Scott hinzu: „Wenn wir morgen mit unserer gesamten Last gut marschieren können, sind wir gerettet, dafür bürgt ich.“

In den nächsten Tagen erleidet Bowers am Fuße, Evans an der Hand eine Verletzung, Wunden, die bei diesem Klima furchtbar sind, weil sie dem Frost den Weg öffnen. Am 8. Januar überstehen die Männer einen furchtbaren Wizzard, der sie zur Naht zwingt, und am 9. überschreitet man den äußersten Punkt, den Shackleton erreichte. „Alles vor uns ist neu,“ schreibt Scott freudig in sein Tagebuch. Sonnenschein bricht durch und legt neue Qualen auf, der Widerschein auf dem Schnee wird fast unerträglich. „Noch gestern hätte ich mir gesagt, daß der Erfolg sicher ist, aber die Sonne überschreitet heute jede Grenze. Wenn das so fortgeht, werden wir die größte Not haben, unseren Marsch lange fortzusetzen.“

Die Tagesleistungen werden kürzer, die Arbeit, die Schlitten vorwärts zu schleppen, immer aufreibender, leise Zweifel schleichen sich ein. „Ungefähr 74 Meilen vom Pole. Werden wir das in sieben Tagen bewältigen können? Bei diesem Gedanken geraten wir fast außer uns.“ Aber vorwärts, vorwärts! Am 15. Januar wird das letzte Depot gelegt: „Am Abend war es verheerend schwierig und anstrengend, Richtung zu behalten, oft konnte ich nichts mehr sehen, und Bowers stieg auf meine Schultern, um mir den Weg zu zeigen.“ Der 15. Januar bringt etwas Erleichterung, der Weg wird besser, nun trennen nur noch 27 Meilen die Männer von ihrem Ziele und man spürt, wie Scott wohl unwillkürlich tief aufatmete, als er in sein Tagebuch schrieb: „Jetzt müssen wir es erreichen.“ Sie erreichten es; aber nicht, wie sie es erhofft hatten. Ihre Flagge war nicht die erste, die am Südpol aufgepflanzt wurde . . .

Technisches.

Elektrische Gerberei. Es ist schon früher festgestellt worden, daß der elektrische Strom das Eindringen der Gerbsäure in das Leder sehr befördert. Eine elektrische Spannung von 100 Volt läßt über 7000 Kilogramm einer Gerbsäurelösung durch ein Quadratmeter Tierhaut in einer Stunde durch. Trotzdem diese Entdeckung für die Gerberei wertvoll erscheinen mußte, hat sie bisher zur Verwertung der Elektrizität in diesem Gewerbe nicht geführt. Es bestand der Verdacht, daß der elektrische Gleichstrom daneben zu einer Zerstörung des Gerbstoffs führt, und dafür hat Williams nach einer Mitteilung im Pariser Cosmos eine Bestätigung erbracht. Der Gerbstoff wird in der Tat durch einen Gleichstrom von zwei Amperes auf ein Quadratdezimeter der Elektroden in einer viertel bis halben Stunde um ein Drittel oder zur Hälfte vergrößert. Dagegen hat sich gezeigt, daß ein Wechselstrom diese nachteilige Wirkung nicht besitzt, also sehr wohl in der Gerberei benutzt werden könnte, da er lediglich zur Beschleunigung des Gerbens führt.